

Zusammengestellt von
Sylvia Marlene Wilz

Struktur, Konstruktion, Askription: Theoretische und empirische Perspektiven auf Geschlecht und Gesellschaft

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

		Seite
SYLVIA MARLENE WILZ	Struktur, Konstruktion, Askription – Perspektiven der Analyse von Geschlecht	5
ELISABETH BECK-GERNSHEIM	Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang (reprint)	15
KARIN JURCZYK	Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: widersprüchliche Modernisierungen	57
JULIANE ACHATZ	Die Integration von Frauen in Arbeitsmärkte und Organisationen	95
BRIGITTE AULENBACHER	Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis	129
REGINE GILDEMEISTER	Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“	155
PAULA-IRENE VILLA	Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion	185
BETTINA HEINTZ	Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung	213
VERONIKA TACKE	System, Netzwerk und Geschlecht: Über sekundäre Ordnungsbildung, schweigende Inklusionsverhältnisse und Partikularismus in der modernen Gesellschaft	233
GUDRUN-AXELI KNAPP	Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik	265
VERZEICHNIS DER AUTORINNEN		295

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei!

Sylvia Marlene Wilz

Struktur, Konstruktion, Askription – Perspektiven der Analyse von Geschlecht

Im Mittelpunkt dieses Studienbriefs steht die sehr grundsätzliche Frage nach der Bedeutung von Geschlecht in modernen Gesellschaften. Angesprochen ist damit zum Beispiel,

- ob die Tatsache, dass die Mitglieder einer Gesellschaft in Männer und Frauen eingeteilt werden, früher wie heute relevante Unterschiede und Ungleichheiten erzeugt,
- ob diese Tatsache in den Grundstrukturen der Gesellschaft verankert ist,
- ob diese Differenzierung hauptsächlich in alltäglichen Interaktionen bedeutsam ist und ob sie in Interaktionen sozial konstruiert wird
- oder ob sie ein zugeschriebenes Merkmal ist (vergleichbar bspw. dem Alter einer Person), das für die Inklusion von Personen in und das Funktionieren der Gesellschaft und ihrer Teilbereiche aber nicht systematisch relevant ist;
- ob sie immer und überall wichtig ist
- oder ob sie an Bedeutung verliert.

Der vorliegende Sammelband vereint Beiträge, in denen wichtige Befunde und Positionen aus der Frauen- und Geschlechterforschung und der Geschlechtersoziologie dargestellt und diskutiert werden. Diese Beiträge bearbeiten die skizzierten Fragen zum Teil empirisch, zum Teil theoretisch, und sie beantworten sie höchst unterschiedlich. Im Gegensatz zu dem differenzierten Bild, das dieser Studienbrief mit seiner breit angelegten Auswahl an Texten zeichnen will, bieten andere Autor/innen auch sehr ‚ein-deutige‘ Antworten:

„In der heutigen Gesellschaft“, so schreiben z.B. die Bestsellerautoren Alan und Barbara Paese, „will man mit aller Macht daran glauben, dass Frauen und Männer genau die gleichen Fähigkeiten, Talente und Potentiale haben, und das ironischerweise zu einem Zeitpunkt, da Wissenschaftler die ersten unwiderlegbaren Beweise dafür gefunden haben, dass genau das Gegenteil der Fall ist. (...) Frauen und Männer sind unterschiedlich. Nicht besser oder schlechter, sondern unterschiedlich. Außer, dass sie der gleichen Spezies angehören, gibt es keine nennenswerten Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Sie leben in unterschiedlichen Welten, haben andere Wertvorstellungen und gehorchen anderen Gesetzmäßigkeiten. Das wissen alle, aber nur sehr wenige – vor allem Männer – sind bereit, es auch zu akzeptieren.“ (Paese/Paese 2001: 20 ff.)

Vor allem Sozialwissenschaftler/innen, so möchte man korrigieren, werden kaum dazu bereit sein, solche Aussagen zu akzeptieren. Ab davon, dass

die Autoren den ‚unwiderlegbaren Beweis‘ schuldig bleiben,¹ und nicht nur, dass sie voraussetzen, was doch eigentlich erst untersucht werden soll (wir wissen, dass die Geschlechter unterschiedlich sind, also untersuchen wir, dass sie unterschiedlich sind), auch die Rigidität und Eindeutigkeit, mit der sie ihre Erkenntnisse vorbringen, fordern aus soziologischer Perspektive Einwände heraus. Immerhin hat der Befund, den Geschlechtern sei grundsätzlich so gut wie nichts gemeinsam, auf den ersten Blick eine gewisse Alltagstauglichkeit: So wird die Komplexität der Welt in Sachen Geschlechterfragen erheblich reduziert, weil soziale Phänomene radikal vereinfacht und zudem auf biologische, also nicht alltäglich aktiv beeinflussbare Vorgänge, zurückgeführt werden. Das kann, sowohl mit Blick auf eigenes Wissen als auch mit Blick auf individuelle Handlungsmöglichkeiten und -grenzen, durchaus beruhigende Wirkung entfalten (man hat es immer schon gewusst, dass Männer nicht gleichzeitig ihre Zähne putzen und dem Kind die Flasche geben können; man wird nie verstehen, was die Frauen eigentlich wollen; man kann es sowieso nicht ändern und sollte es auch nicht). Auf den zweiten Blick taugt der zitierte Befund für die alltägliche Praxis ebenso wenig wie für die Wissenschaft, denn eine so fest gerichtete Perspektive einzunehmen bedeutet, die ‚Suchkanäle‘ der Wahrnehmung maximal zu verengen: Wer allein nach Differenzen sucht, wird auch nur Differenzen finden.² Damit werden aber Erkenntnismöglichkeiten und Handlungsoptionen von vornherein einschränkt und sozialer Wandel kann weder erklärt noch initiiert werden.

Das Ziel dieses Studienbriefes ist dazu beizutragen, solche Eindimensionalitäten der Erkenntnis zu vermeiden. Zwar kann es auch in der wissenschaftlichen Forschung angemessen sein, eine einseitige oder zumindest enorm prononcierte Position einzunehmen – wenn diese Position überzeugt, wenn sie belegt werden kann und wenn sie die gestellten Fragen umfassend beantwortet. Im Fall der Frage nach der Entstehung und Wirkung von Geschlechterdifferenzen ist das aber schwierig. Bestsellerautoren oder Soziobiologen (die von ersteren als Gewährsleute herangezogen werden) haben, um den Vergleich noch einmal zuzuspitzen, ganz klar parat, dass und wie Männer und Frauen immer schon Unterschiedliche *sind*: Geschlechterdifferenzen werden als fraglos gegeben erachtet, weil sie zugleich als Basis und

¹ Bestseller wie der zitierte berufen sich nahezu ausschließlich auf nicht namentlich genannte „Wissenschaftler“. Ein Blick in verwandte, aktuelle Standardwerke der Hirnforschung (Davis 1999; Hirnforschung im 21. Jahrhundert 2004; Spitzer 2002) zeigt hingegen, dass diese die Frage nach geschlechtsspezifischen Differenzen in der Funktionsweise des Gehirns, in Lernprozessen u.a. überhaupt nicht umfassend thematisieren. Angesprochen werden z.B. das im Verhältnis zum männlichen kleinere Gehirn von Frauen (unter Betonung der geringen Relevanz dieser Tatsache) und kulturübergreifende Differenzen in der Partnerwahl. Darüber hinaus gibt es Hinweise auf vereinzelte Studien, die prinzipielle Geschlechterdifferenzen belegen. Deren Reichweite und Repräsentanz muss jedoch als sehr begrenzt angesehen werden.

² Zum Stellenwert und Verhältnis von Alltagswissen und Wissenschaft grundsätzlich: Berger/Luckmann (1997), mit ganz anderem Schwerpunkt, aber sehr instruktiv mit Blick auf die Einschränkungen des ‚Sehens‘: Ortmann (1984).

als Folge differenter genetischer, anatomischer, neuronaler und hormoneller Grundausstattungen der Spezies Mensch gelten. Vom Ausgangspunkt der Verteilung von x- und y-Chromosomen an werden zwei und nur zwei Geschlechter unterschieden, deren körperliche Ausstattung sie zu grundsätzlich unterschiedlichen Gehirnleistungen, Wahrnehmungen, motorischen Fertigkeiten u.a. befähigt. Geschlechtsspezifisch differentes Verhalten und Handeln ist daher von vornherein eindeutig zugeordnet und direkt und (zunächst einmal) unveränderbar verknüpft mit somatischen Vorgängen – und nicht etwa ein im Prinzip variables Produkt von gesellschaftlichen Strukturen, von Lernprozessen und Zuschreibungen, Erwartungen und (Re)Präsentationen in der sozialen Interaktion.³ In der soziologischen Diskussion der Bedeutung von Geschlecht geht es aber (eben weil die Differenzierung nach Geschlecht als etwas sozial Gemachtes und daher auch grundsätzlich Variables und Veränderbares verstanden wird) darum, Differenz *und* Gleichheit wahrzunehmen und zu analysieren. Die Frage danach, welche Relevanz die Differenzierung nach Geschlecht wann und wo hat, soll und muss entsprechend zunächst nach allen Seiten offen gehalten werden. In ihrer Analyse sind drei Perspektiven besonders wichtig:

- a) die Frage nach der *Omnipräsenz und Omnirelevanz* von Geschlecht. Ist, so muss erst einmal geklärt werden, Geschlecht eine allgegenwärtige Kategorie (schließlich durchzieht es alle gesellschaftlichen Bereiche, gesellschaftlichen Strukturen, Institutionen, Interaktionen, Identitäten, Kognitionen, Emotionen)? Kann die Differenz zwischen den Geschlechtern überhaupt ‚nicht-gegenwärtig‘ werden in den Praxen und Deutungen von gesellschaftlichen Akteuren? Kann sie, so ist dann weiter zu fragen, möglicherweise zwar präsent, aber irrelevant sein, von anderen Kategorien überlagert werden, sich mit anderen (wie Alter, Status, ethnische Herkunft, Religionszugehörigkeit o.a.) überkreuzen? Und das ‚gleichberechtigt‘ oder immer hierarchisch geordnet?⁴
- b) die Frage nach *Gleichheit und Differenz*. An diesem Punkt kann man noch einmal an alltäglichen Erfahrungen und Alltagswissen ansetzen: Ein jeder und eine jede weiß um die Differenzen zwischen den Geschlechtern und kann sie sowohl ‚verdeckt‘, habituell, nicht-intentional ‚ausüben‘ als auch explizit, bewusst und intendiert ausführen. Ebenso weiß aber auch jede/r um die Bandbreite und um die Abweichungen von diesen Differenzen, um die Möglichkeit, anders zu sein und zu handeln als gewohnt oder erwartet. Entsprechend kann regelmäßig jede/r zu jedem denkbaren Beispiel eines ‚typisch männlichen‘ bzw. ‚typisch weiblichen‘ Sachverhalts auch ein Ge-

³ Vgl. hierzu bspw. zusammenfassend Villa (2000).

⁴ Mit dieser Perspektive haben sich vor allem konstruktivistische Ansätze befasst (‚doing‘ und ‚undoing gender‘, vgl. exemplarisch: Gildemeister/Wetterer 1992, Hirschauer 2001, West/Zimmerman 1987), aber auch die Debatte um die Klasse, Geschlecht und Ethnizität (exemplarisch: Gümen 1998) oder die neuere Diskussion um ‚intersectionality‘ (vgl. Knapp in diesem Band).

genbeispiel vorbringen (jede/r kennt eben doch auch ein bis zwei Männer, die zuhören können, oder eine Frau, die einparken kann). Empirisch kann ganz unschwer belegt werden, dass ‚typische‘ Differenzen auch ‚untypisch‘ auftreten und dass es Situationen gibt, in denen keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern auszumachen oder in denen sie egal sind. Diese Spannung zwischen Differenz und Gleichheit zieht sich auch durch die theoretische Debatte (ob eher ein ‚Gleichheits-‘ oder eher ein ‚Differenzansatz‘ verfolgt wird) und durch die empirische Forschung; sie wird aktuell häufig als ‚Gleichzeitigkeit von Egalität und Differenz‘ thematisiert.

- c) die Frage nach den *Orten* und den *Formen* der (Re)Produktion von Geschlechterdifferenzen. Geschlechterdifferenzierung kann in soziologischer Perspektive verstanden und analysiert werden als Prozess der Interaktion, als diese rahmende und aus dieser folgende Institutionalisierung, sie kann als Element grundlegender gesellschaftlicher Strukturen aufgefasst werden, als Herrschaftsverhältnis, als Norm, als Bestandteil der subjektiven Identität.⁵ Die Frage, wo und wie Geschlechterdifferenzen bedeutsam (oder bedeutungslos) werden, wie sie hergestellt werden und wie sie in der Gesellschaft verankert sind, ist entsprechend ein dritter zentraler Fluchtpunkt der Analyse von Geschlecht und Gesellschaft – und das immer vor dem Ausgangspunkt: Per se gegeben sind Geschlechterdifferenzierungen *nicht*.

Forschungsperspektiven auf Geschlecht: die Beiträge

In der soziologischen Debatte wird die Frage nach der Bedeutung, der Entstehung und dem Wandel von Geschlechterdifferenzen in unterschiedlichen Strängen des Faches bearbeitet, z.B. in der Ungleichheitsforschung, der Sozialstrukturanalyse, der Familienforschung, der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung, in der Geschlechtersoziologie, der allgemeinen Theorie, der Arbeits-, Industrie- und Organisationssoziologie, der Biographieforschung – um nur einige zu nennen. Das bedeutet, dass Geschlecht als Untersuchungsgegenstand in unterschiedlichen theoretischen Perspektiven analysiert und auf unterschiedliche Begriffe gebracht wird, und es bedeutet natürlich auch, dass seine Analyse mit unterschiedlichen Forschungsinteressen, theoretischen Überzeugungen und politischen Haltungen verbunden ist. Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung und der Geschlechtersoziologie hat die aktuelle Diskussion um den Stellenwert und den möglichen Bedeutungswandel von Geschlecht bereits zu verschiedenen, hoch informativen Be-

⁵ Knapp hat das in einem viel beachteten und häufig übernommenen Vorschlag die „Mühsal der Ebenen“ genannt (vgl. Knapp 1992). Ihr Modell umfasst die analytischen Ebenen des Herrschaftssystems, der symbolischen Ordnung, der Institutionen, der Interaktionen und der Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses.

standsaufnahmen geführt.⁶ Der vorliegende Studienbrief ist ein weiterer Beitrag dazu. Hier wird zunächst die Bandbreite der empirischen Phänomene und des sozialen Wandels mit Blick auf Geschlecht an einem zentralen gesellschaftlichen Teilbereich – Erwerbsarbeit und Hausarbeit – ausgeführt;⁷ im Anschluss daran kommen verschiedene theoretische Positionen zu Wort. An alle Texte lassen sich die eben skizzierten Fragen richten: Hat in der Perspektive der Autorin (bzw. in dem von ihr vorgestellten theoretischen Rahmen) die ‚Kategorie Geschlecht‘ an Bedeutung verloren oder nicht? Wie wird die Spannung zwischen Omnipräsenz/-relevanz und Irrelevanz und zwischen Gleichheit und Differenz thematisiert und wie werden die Orte und Formen der (Re)Produktion von Geschlecht beschrieben? Die Beiträge starten mit einem Blick zurück.

Einer der Meilensteine der Diskussion um die Bedeutung von Geschlecht in der modernen Gesellschaft ist *Elisabeth Beck-Gernsheims* 1983 erschiener Aufsatz: „Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘“. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht das zentrale modernisierungstheoretische Argument des gesellschaftlichen Strukturwandels, der mit einer zunehmenden Individualisierung aller Gesellschaftsmitglieder und einer Ent-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse verbunden ist. Beck-Gernsheim stellt dem Vergleich der Lebenslagen von Männern und Frauen (in dem Frauen als ‚Nachzüglerinnen‘ der Entwicklung der Männer angesehen werden) den Vergleich unter Frauen an die Seite. Mit Blick auf den Wandel über mehrere Frauengenerationen macht sie deutlich, dass Frauen sich am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Zustand des „Nicht-mehr“ und „Noch-nicht“ befinden: In der Tat haben sich ihre Lebenslagen deutlich verändert und ihre Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Lebensformen so verbreitert, dass ihre Lebensorientierungen nicht mehr nahezu ausschließlich auf die Familie fokussiert sind. Der Prozess der Vervielfältigung von Lebenschancen für Frauen (verbunden mit erhöhten Bildungschancen, mit einer verstärkten Berufstätigkeit und einer Pluralisierung von privaten Lebensformen) verläuft jedoch keineswegs gradlinig und ungebrochen. An vielen Stellen entstehen Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und neue Risiken und Ungleichheiten, die den ‚Individualisierungsschub‘ von Frauen sehr unterschiedlich zu dem der Männer ablaufen und immer wieder prekär werden lassen.

Zwei Beiträge setzen sich, mit einem zeitlichen Abstand von gut zwanzig Jahren, dann ebenso wie Beck-Gernsheim mit der empirischen Realität von

⁶ Z.B. Heintz (2001), Knapp (1998) und Knapp/Wetterer (2001). Wichtige Einführungen in bzw. Bestandsaufnahmen der Geschlechterforschung sind außerdem z.B. Becker/Kortendiek (2004), Becker-Schmidt/Knapp (1995), Gottschall (2000) oder Lorber (1999).

⁷ Andere Bereiche hätten sich, mit gleichem Recht, ebenso angeboten (z.B. die Perspektive auf Gewalt, Körperlichkeit, Rechtsverhältnisse o.a.) Der Schwerpunkt ‚Geschlecht und Arbeit‘ ist deshalb besonders geeignet, weil er sowohl empirisch breit untersucht ist als auch breit mit der Theoriebildung verknüpft ist. Beides ermöglicht vielfältige Möglichkeiten, Vergleiche und Verbindungslinien zu zwischen Theorie und Empirie und zwischen den verschiedenen theoretischen Ansätzen (mit Blick auf die Empirie) zu ziehen.

Arbeit, Familie und Geschlecht auseinander. Sie zeigen zum einen die ungebrochene Aktualität von Beck-Gernsheims Befunden und sie belegen zum anderen, dass der Prozess der Annäherung der Lebenslagen von Frauen und Männern zwar weiter voran geschritten ist, aber kaum an Ungleichzeitigen, Widersprüchlichkeiten und Paradoxien eingebüßt hat. *Karin Jurczyk* schließt mit ihrem Beitrag direkt an die modernisierungstheoretische Diskussion an und führt sie, vor allem in Begriffen der aktuellen arbeitssoziologischen Entstrukturierungs- und Entgrenzungsdiskussion, aus und weiter. Empirisch sind für Jurczyk, ebenso wie für Beck-Gernsheim, Veränderungen in der alltäglichen Lebensführung von zentraler Bedeutung. In dieser Hinsicht erörtert sie z.B. den Fortgang der Pluralisierung und Dynamisierung von Lebensformen, die hohe Bedeutung von Paarbeziehungen (bei gleichzeitig geringerer Stabilität) und den Stand der Dinge in Sachen geteilter Arbeit und Verantwortung in Familie und Haushalt. Mit Blick auf die Entwicklung im Bereich der Erwerbsarbeit weist Jurczyk vor allem auf die vielfältigen neuen Formen der Entgrenzung von Arbeit in räumlicher und zeitlicher Hinsicht und mit Blick auf Beschäftigungsverhältnisse und Berufsverläufe hin. Diese Entwicklungen betreffen beide Geschlechter, aber in sehr unterschiedlicher Weise, und sie schaffen – neben Annäherungen, aber auch Fortführungen der Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen – vor allem neue Ungleichheiten innerhalb der Gruppe der Frauen.

Juliane Achatz legt im Anschluss daran einen breiten Überblick vor über die Integration von Frauen in Arbeitsmärkte und Arbeitsorganisationen. Auch sie richtet den Blick zunächst zurück und vergleicht die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit seit den 1960/70er Jahren in der ehemaligen Bundesrepublik bzw. DDR und den alten und neuen Bundesländern. Sie skizziert die quantitative Integration von Frauen in die jeweiligen Arbeitsmärkte, die jeweiligen soziopolitischen Rahmungen und die Ausprägung der beruflichen Segregation. Im Anschluss daran diskutiert sie die hohe Bedeutung von Arbeitsorganisationen als „zentrale Schaltstellen“ der Einbindung von Männern und Frauen in den Erwerbsbereich. Achatz zieht sowohl struktur- als auch handlungstheoretisch orientierte Analysen der Bedeutung von Geschlecht in Organisationen heran um deutlich zu machen, wie über Segregationsmuster, die auf Normierungen und Stereotypisierungen von Geschlecht beruhen, einerseits immer wieder Differenzierungen und Ungleichstellungen zwischen den Geschlechtern hergestellt werden. Andererseits, so Achatz zusammenfassend, lässt sich mit gutem Grund aber auch davon sprechen, dass Geschlechterdifferenzen in Organisationen nicht durchgängig relevant gemacht werden. Im Ergebnis kommt sie damit zur gleichen Einschätzung wie Jurczyk: Ein eindeutiger Befund darüber, ob Geschlechtergrenzen durchgängig werden und Geschlechterdifferenzierungen an Bedeutung verlieren, lässt sich nicht erstellen: in Arbeitsmärkten und Organisationen sind sowohl Integrations- als auch Re-Segregationstendenzen nachweisbar.

Brigitte Aulenbachers Beitrag ist dann der erste in der Reihe der folgenden Beiträge, die einen theoretischen Standpunkt vertiefen. Sie erklärt, dass

und warum Geschlecht als ‚Strukturkategorie‘ zu verstehen ist. Damit stellt sie eine in der Frauenforschung wichtige Theorietradition vor, die an die Marx-sche Gesellschaftstheorie und/oder an die Kritische Theorie anknüpft. Zunächst zeigt Aulenbacher mit den Arbeiten von Ursula Beer, wie die „Wirt-schafts-“ und die „Bevölkerungsweise“ moderner kapitalistischer Gesellschaf-ten untrennbar miteinander verbunden sind. Die beiden gesellschaftlichen Sphären sind wechselseitig aufeinander bezogen und führen die Kategorie Geschlecht in ihrer Funktionsweise mit, weil das Arbeits- und Fortpflanzungs-vermögens von Männer und Frauen ungleich ‚genutzt‘ wird. Damit entsteht eine stabile geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die zu Ungleichstellungen (zum Nachteil für Frauen) zwischen den Geschlechtern führt. Auch Regina Becker-Schmidts Theorem der „doppelten und widersprüchlichen Vergesell-schaftung“ von Frauen in die Sphären von Beruf und Familie fokussiert, wie Aulenbacher anschließend zeigt, diesen Punkt: Frauen sind ebenso wie Män-ner in beide gesellschaftlichen Sphären eingebunden. Da aber grundsätzlich ihnen die Arbeit in Haushalt und Familie zugeordnet wird, sind sie stärker mit der strukturell begründeten Widersprüchlichkeit der jeweiligen Anforderungen und Erwartungen konfrontiert. Geschlecht ist also Strukturkategorie, weil es im inneren Zusammenhang der Gesellschaft verankert ist; es ist inhärenter und essentieller Bestandteil der modernen kapitalistischen (und sozialistischen) Gesellschaftsform. Daher ist es als ein den Akteuren vorgängiges Struktur-prinzip der Gesellschaft anzusehen und nicht als ein erst und/oder nur in der Interaktion handelnder Akteure relevant werdendes Merkmal von Personen.

Regine Gildemeister beginnt ihren Beitrag augenzwinkernd mit „Doing gender ist die Antwort – aber was war die Frage?“ Sie führt damit einen zwei-ten zentralen Ansatz in der Geschlechterforschung ein, der ‚in Reinkultur‘ der strukturtheoretischen Perspektive ziemlich direkt entgegengesetzt ist: die Per-spektive der sozialen Konstruktion von Geschlecht. Gildemeister klärt die Ent-wicklungsschritte der Diskussion um das, was ‚soziale Konstruktion‘ im weite-ren und ‚soziale Konstruktion von Geschlecht‘ im engeren Sinne meint, sie erläutert verschiedene Strömungen und Traditionen interaktionstheoretischer Soziologie und geht verbreiteten Missverständnissen in der Rezeption dieser Perspektive nach. Die Leserinnen und Leser können dabei – über Erkenntnis-se aus der Transsexuellenforschung, der Arbeits- und Berufssoziologie und der Kinder- und Jugendlichenforschung – Schritt für Schritt nachvollziehen, dass konstruierte soziale Wirklichkeit ‚wirklich‘ ist. Geschlecht gilt in dieser Perspektive als prozesshafte Kategorie: es wird (erst und nur) in der Interakti-on zwischen Personen (re)produziert. Diese Sicht des ‚Doing gender‘ ergänzt Gildemeister mit einer institutionentheoretischen Perspektive: Das ‚Machen‘, das ‚handelnd erst Hervorbringen‘ von Geschlecht geschieht keineswegs be-liebig, sondern im Rahmen institutionell verfestigter gesellschaftlicher Arran-gements; soziale Strukturen „erhärten“ sich durch menschliches Handeln, und dieses Handeln ist wiederum in eine „objektivierte gesellschaftliche Wirklich-keit“ eingebunden. Die Bedeutung von Geschlecht ist also durchaus variabel

und sie ist kontextabhängig – das heißt aber nicht, dass Geschlecht ‚bloß konstruiert‘ (im Sinne von: ‚gar nicht echt‘ oder ‚sozial folgenlos‘) wäre.

Paula-Irene Villa bearbeitet dann eine Debatte, die vielleicht noch mehr Zündstoff in die Analyse der Bedeutung von Geschlecht gebracht hat als die traditionelle Auseinandersetzung zwischen struktur- und handlungstheoretischen bzw. sozialkonstruktivistischen Ansätzen. Sie diskutiert die Begriffe ‚Postmoderne‘, ‚Dekonstruktion‘ und ‚Poststrukturalismus‘ vor dem Hintergrund der feministischen Perspektivenentwicklungen (vor allem) der 1990er Jahre. Diese Begriffe werden, wie Villa belegt, vielfach und uneindeutig verwendet, und das nicht erst mit Blick auf die Kategorie Geschlecht. Villa arbeitet zunächst die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede der verschiedenen Perspektiven heraus. Im Rahmen ihrer begrifflichen Klärungen beleuchtet sie dann anhand der Arbeiten von Judith Butler die zentrale Bedeutung von Diskursen und von Sprache als Ort und Modus der (Re)Produktion von Geschlecht. Villa zeigt dabei, dass Butler sowohl „diskurstheoretisch und damit eher poststrukturalistisch“ als auch „bedingt postmodern“, sowohl dekonstruktivistisch als auch in Teilen konstruktivistisch argumentiert. Die Konstitution von Geschlecht, von Subjekten und von Identitäten ist, so machen Villas Erörterungen deutlich, ganz und gar nichts ‚Natürliches‘ oder ‚Naturgegebenes‘. Geschlecht wird vielmehr diskursiv produziert – und durch hegemoniale Diskurse, performative Prozesse und die „zirkuläre Konstitutionslogik von sex, gender und Sexualität“ erzeugt und aufrechterhalten.

Ist unsere Gesellschaft heute, nach wie vor, durchgängig geschlechtlich differenziert? Oder ist die These der Geschlechterungleichheit überholt und in der modernen Gesellschaft nicht mehr haltbar? „Weder noch“, antwortet *Bettina Heintz*, die diese Fragen aus differenzierungstheoretischer Perspektive diskutiert, direkt zu Beginn ihres Beitrags, „bzw. beides“. Geschlechtliche Differenzierung und Ungleichheit zeigen sich heute in vielfältiger Gestalt und Intensität: In einigen Bereichen, wie z.B. der Bildung lässt sie sich nicht oder kaum mehr nachweisen, während bspw. Einkommensverhältnisse oder die Zuständigkeit für Hausarbeit nach wie vor ungleich verteilt sind. Inwiefern und warum dies so ist, dem geht Bettina Heintz in drei Schritten nach. Zunächst beschreibt sie im Rückbezug auf institutionentheoretische Ansätze, dass und wie Prozesse der De-Institutionalisierung von Geschlecht für moderne Gesellschaften kennzeichnend sind. Damit werden Differenzierungen nach Geschlecht zunehmend illegitim – und auf die Ebene der Interaktion verlagert: Geschlecht ist, so führt Heintz dann im Rückbezug auf Ridgeway aus, ein sichtbares Merkmal, das (unter Umständen auch gegen die Intentionen der Beteiligten) in der Interaktion von Personen nicht ignoriert werden kann und – nahezu zwingend – mit Stereotypisierungen verbunden ist. Diese gehen wiederum mit Statuszuweisungen einher, an denen (auch gegen ‚die Sachlage‘) festgehalten wird. Auf Geschlechterdifferenzierung beruhende Ungleichheiten können so auf der Interaktionsebene reproduziert werden. Am Beispiel der Wissenschaft zeigt Heintz abschließend die Verquickung von Institutionalisierung, De-Institutionalisierung und Interaktion: Sie skizziert, wie unterschiedlich

Geschlecht in unterschiedlichen Bereichen und Situationen zum Tragen kommt und belegt so die These von der ‚kontextuellen Kontingenz‘ der Geschlechterdifferenz.

Veronika Tacke diskutiert die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht schließlich in einer systemtheoretischen Perspektive. Auch sie konstatiert, ähnlich wie Heintz, dass Geschlecht in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften einerseits keine systematisch differenzierende Kategorie ist, weil partikulare Zugangsweisen in modernen Gesellschaften strukturell aufgehoben sind. Andererseits wirkt es empirisch aber sehr wohl differenzierend. Am Beispiel von Netzwerken in Organisationen führt sie aus, wie das theoretisch zusammengebracht werden kann: Die Ebene der Interaktion als hoch bedeutsam anzunehmen ist für Tacke plausibel, aber nicht ausreichend. Es ist, so argumentiert sie, vielmehr auch die Ebene der sekundären Strukturbildung (da Geschlecht auf der Ebene der primären Strukturbildung, der Herausbildung und Funktionsweise von gesellschaftlichen Teilsystemen und Organisationen keine Rolle spielt), die zur Aktualisierung von (Geschlechter)Differenzen genutzt werden kann: Netzwerke – und zwar unabhängig davon, ob es sich um Männer- oder Frauennetzwerke handelt – sind beispielsweise eine solche Form der Strukturbildung, die auf Partikularismus beruht und in der Geschlecht als soziale Adresse (mit den damit verbundenen je spezifischen Erwartungen und Stereotypisierungen) relevant werden kann. In Organisationen, so Tacke weiter, können personale Netzwerke stillschweigend oder offen genutzt werden. Mit diesem Beispiel zeigt sie, wie sekundäre Formen der gesellschaftlichen Struktur- und Ordnungsbildung Geschlechterdifferenzierungen fortschreiben können. Die Paradoxie, dass Geschlecht faktisch differenzierend Wirkung entfaltet, obwohl es gerade nicht in gesellschaftlichen Grundstrukturen verankert ist, kann auf diese Weise geklärt werden.

Die Reihe der Texte schließt ein Beitrag ab, der sowohl die Traditionen als auch die ganz aktuellen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung aufgreift. *Gudrun-Axeli Knapp* erörtert den Sachverhalt, dass auch innerhalb der feministischen Frauenforschung selbst (und nicht nur als Kritik ‚von außen‘) ein Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht diskutiert wird. Sie spricht von einem ‚Krisendiskurs‘, in dem vom „Überholt sein“ und der „Dezentrierung“ des Geschlechterbegriffs die Rede ist. Knapp rekonstruiert zunächst beispielhaft grundlegende Argumente von in dieser Debatte viel zitierten Autorinnen (Rosi Braidotti, Joan Scott, Judith Butler und Donna Haraway), und filtert zentrale – zutreffende und nicht zutreffende – Aspekte der Kritik heraus. Anschließend setzt sie sich mit einer ‚externen Kritik‘, der systemtheoretisch gestützten These der ‚De-Thematisierung von Geschlecht‘ (Pasero), auseinander. Zum Abschluss erläutert sie neue Entwicklungen der Theoriebildung: In der aktuellen Diskussion um ‚intersectionality‘ geht es darum, strukturierte soziale Ungleichheit und kulturelle Differenz zu erklären, indem Geschlecht und Sexualität, Klasse und Ethnizität übergreifend analysiert werden. Von einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht – und auch der fem-

nistischen Frauenforschung – kann, so Knapp resümierend, also nicht ohne Umschweife gesprochen werden, im Gegenteil.

Literatur

- Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften
- Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 5. Aufl., 41.-42. Tsd. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Davis, Joel (1999): Faszination Gehirn. Heidelberg: Umschau/Braus Verl.
- Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie ‚Ethnizität‘. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, 224, 1998, S. 187-202
- Heintz, Bettina (Hg.) (2001): Geschlechtersozologie. Opladen: Westdeutscher Verl.
- Hirnforschung im 21. Jahrhundert. In: Gehirn & Geist 2004/6, S. 20-37
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hg.) (2001), a.a.O., S. 208-235
- Knapp, Gudrun-Axeli (1992): Macht und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theoriebildung. Freiburg i.Br.: Kore, S. 287-325
- Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1998): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (2001): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich
- Ortmann, Günther (1984): Der zwingende Blick. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Paese, Allan, Barbara Paese (2001): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. 12. Aufl. München: Ullstein Taschenbuch-Verl.
- Spitzer, Manfred (2002): Lernen. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- Spitzer, Manfred (2004): Selbstbestimmen. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- Villa, Paula-Irene (2000): Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich
- West, Candace, Don H. Zimmerman (1987): Doing gender. In: Gender and Society, 1, 1987, 2, S. 125-151

Elisabeth Beck-Gernsheim

Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“:

Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang¹

1. Frauen im Individualisierungsprozeß: zwischen „Nicht-mehr“ und „Noch-nicht“

Der Versuch, die soziale Lage von Frauen in unserer Gesellschaft einzuschätzen, gleicht der Frage, ob ein zur Hälfte gefülltes Glas „halbleer“ oder „halbvoll“ ist. Auf der einen Seite sind, darauf weist die Frauenbewegung immer wieder hin, in der Bundesrepublik wie in anderen Industrieländern die sozialen *Ungleichheiten* zwischen Männern und Frauen keineswegs aufgehoben, sondern bestehen auf vielen Ebenen fort; ja sie werden sich in Zukunft möglicherweise noch verschärfen im Zuge der wirtschaftlichen Probleme, der steil ansteigenden Arbeitslosigkeit und der Krise des Wohlfahrtsstaates. Auf der anderen Seite, und ohne diesen Hintergrund ist auch das Entstehen der neuen Frauenbewegung gar nicht zu begreifen, haben während der letzten Jahrzehnte grundlegende Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang stattgefunden – in der Familie ebenso wie in bezug auf Ausbildung, Beruf, Rechtssystem, Öffentlichkeit usw. –, die *Annäherungen* zwischen weiblicher und männlicher Normalbiographie eingeleitet haben. Beide Sichtweisen – der Vergleich mit den Männern wie der historische Vergleich – beinhalten je für sich genommen charakteristische Verkürzungen und Einseitigkeiten:

Nimmt man die Lage von Männern zum Maßstab, dann besteht die Gefahr, die Besonderheit der Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang zu verkennen und damit auch die Entwicklungsdynamik und den sozialen und politischen Sprengstoff, die in der Bewußtwerdung von Fraueninteressen entfalten sind. Und in gewisser Hinsicht werden damit paradoxerweise auch jene Maßstäbe übernommen, die die Frauenbewegung als Ausdruck einer einseitigen und ökonomisch verengten „Männerwelt“ kritisiert hat: das Denken in den Kategorien von Status, Einkommen, Karriere. Schließlich kann diese Sichtweise auch einer Neigung entgegenkommen, die in einigen Frauengruppen nicht ganz unbekannt ist: nämlich das „*ewige Elend*“ der Zurücksetzung, Benachteiligung, Diskriminierung zu beklagen, statt danach zu schauen, wo Ansätze zur Veränderung vorhanden sind und wie diese sich ausweiten und aktiv nutzen lassen.

Umgekehrt besteht beim Vergleich der Frauengenerationen die Gefahr, daß die fortbestehenden materiellen und sozialen Ungleichheiten zwischen

¹ Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des DFG-Projekts „Elternschaft und gesellschaftliche Individualisierungsprozesse“ (Antragsteller Prof. Dr. K. M. Bolte).
Von der Verfasserin genehmigtes Reprint aus Soziale Welt, 1983, Heft 3, S. 307-340.

Männern und Frauen eingeebnet werden: verdrängt vom wohlwollenden Bild eines *ständig fortschreitenden* „Fortschritts“. Dies mag jene „Dankbarkeit für die kleinen Gunsten“ nahelegen, die Bestandteil der traditionellen Frauenrolle ist und zu Anpassung und Einfügung erziehe und es kann schließlich sogar denjenigen Argumente liefern, die die Explosivität des Frauenthemas und der Frauenansprüche immer wieder einzähmen wollen mit dem Hinweis auf die Segnungen des „schon Erreichten“.

So hat jede dieser Vergleichsperspektiven eine unterschiedliche *politische Valenz* im sozialen „Interpretationskampf“ um die Verharmlosung oder Dramatisierung von Frauenproblemen. Indem nun die in der Frauenforschung tätigen Frauen ihre wissenschaftlichen Analysen auch verstehen als Moment in dem sozialen Lebenszusammenhang, dem sie selbst angehören – als Beitrag zur Erweiterung der Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen –, reagieren sie besonders sensibel auf den theorie- und gesellschaftspolitischen Stellenwert der unterschiedlichen Vergleichsmaßstäbe und betrachten eine nur auf Frauen bezogene, generationsvergleichende Perspektive oft mit Mißtrauen.

Dennoch geht es im folgenden um „Frauengenerationen im Wandel“, und der Blick wird bewußt auf die unauffälligen Alltagsveränderungen der weiblichen Normalbiographie gelenkt, die heute selbstverständlich sind und manchen unerheblich erscheinen. Denn hier liegt ein Terrain, das die Frauenforschung bisher wenig entdeckt hat – oder vielleicht auch, dem sie ausgewichen ist. Aus verständlichem Grund: Diese Alltagsveränderungen sind ihrem Charakter nach ambivalent. Sie enthalten auf der einen Seite ein Moment der Anpassung, aber sie besitzen auch eine eigene und schwer zähmbare Kraft, die auf Herausforderung der bestehenden Verhältnisse drängt. Das Motto für diese zweite Seite könnte ein Satz von *Ebner-Eschenbach* sein: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“² In freier Übersetzung heißt das: Nicht die großen Systemveränderungen, Machtkämpfe, Revolutionen, auf der sich Geschichtsschreibung und Soziologie lange konzentriert haben, sondern die *vielen kleinen Schritte* im Bereich von Bildung, Beruf und Familie – sie sind es, die der Frauenbewegung in den letzten Jahrzehnten Antrieb und Durchsetzungskraft gegeben und die Gesellschaft spürbar verändert haben. Denn sie setzen eine Bewußtwerdung von traditionellen Ungleichheiten in Gang, die – bemessen an den Gleichheitsprinzipien der Gesellschaft selbst – kaum legitimierbar und damit politisch explosiv sind. Deshalb wird im folgenden vorwiegend von „Unerheblichkeit“ die Rede sein; von Unerheblichkeit allerdings – das ist die These –, die Geschichte und Gesellschaft machen. Der historische Bezugsrahmen, der dabei entwickelt wird, läßt sich folgendermaßen skizzieren:

Im Zeitraum eines Jahrhunderts und insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten haben sich im weiblichen Lebenszusammenhang rapide Veränderungen vollzogen. Sie verliefen nicht gradlinig und gleichmäßig, sondern in eigentümlichen Wellenbewegungen zwischen „Fortschritten“ und „Rückschrit-

² Zit. nach Brinker-Gabler, 1979, S. 5.

ten“. Aber wenn man ihre biographischen Konsequenzen betrachtet, wird dennoch eine Grundlinie erkennbar: seine *Entwicklung vom „Dasein für andere“ zu einem Stück „eigenen Leben“*. Damit ist ein vielschichtiger, komplexer, nicht zuletzt in sich widersprüchlicher Prozeß gemeint, dessen Bedeutung hier von verschiedenen Seiten eingekreist werden soll. Zunächst eine anschauliche Beschreibung: „Mit dem Zusammenbruch der traditionellen Gesellschaftsordnung tauchte ein Schimmer von etwas wie Wahlmöglichkeiten auf – freilich für die meisten Frauen noch aus der Ferne ... Die Einbeziehung in den Markt, die Erwerbstätigkeit als Frau mochte niedrigen Lohn und miserable Arbeitsbedingungen bringen, Einsamkeit und Unsicherheit. Aber sie brachte auch eine Möglichkeit, die in der traditionellen Gesellschaftsordnung unvorstellbar war – die Unabhängigkeit vom Zugriff der Familie“.³

Abstrakter formuliert heißt das, indem Frauen aus der unmittelbaren Bindung an die Familie zunehmend herausgelöst wurden, hat die weibliche Normalbiographie einen „*Individualisierungsschub*“ durchgemacht.⁴ Damit verbindet sich, was in der Sprache der funktionalistischen Theorie Übergang von „zugewiesenen“ zu „erworbenen“ Rollen heißt. Er bringt, das ist unbestreitbar, die Öffnung neuer Handlungsräume, neue Entscheidungsmöglichkeiten und Lebenschancen für Frauen. Aber erbringt ebenso offensichtlich auch neue Unsicherheiten, Konflikte und Zwänge. Denn zum einen brechen nun auch in die weibliche Normalbiographie jene Risiken ein, denen zuvor nur die Männer ausgesetzt waren. Darüber hinaus entstehen zusätzliche Risiken, weil der Individualisierungsprozeß für Frauen „unvollständig“ bleibt, in einem eigentümlichen *Zwischenstadium* befangen. Denn Frauen heute sind nicht mehr so selbstverständlich wie früher über das Familiendasein und den Mann als Ernährer definiert; aber sie sind immer noch weit mehr als Männer für die Familienaufgaben zuständig, weit weniger durch eine eigene Arbeitsmarkt- und Berufsexistenz abgesichert. Dieses „Nichtmehr“ und „Noch-nicht“ erzeugt zahlreiche Ambivalenzen und Widersprüche im weiblichen Lebenszusammenhang. Während alte Beschränkungen zurücktreten und manche Entwicklungsmöglichkeiten sich öffnen, entstehen gleichzeitig neue Abhängigkeiten und Zwänge, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Die Lebensperspektiven von Frauen sind „vorbildlos“ geworden – offener *und* ungeschützter als früher.

2. Umbrüche im weiblichen Lebenszusammenhang: der Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“

Im 19. Jahrhundert, das soll als Hintergrund nur kurz in Erinnerung gebracht werden, ließ der weibliche Lebenszusammenhang kaum Raum für eigene

³ Ehrenreich/English, 1979, S. 12.

⁴ Zur theoretischen Entwicklung dieser Individualisierungs-These Beck, 1983.

Gestaltungsmöglichkeiten.⁵ Denn in der Unterschicht waren die materiellen Zwänge so hart, daß praktisch alle Anstrengungen und Energien auf das eine Ziel ausgerichtet sein mußten, das tägliche Überleben zu sichern. Und im Bürgertum, wo es der Möglichkeit nach einen Freiraum gegeben hätte, war es das neu entstehende Leitbild einer ganz auf den häuslichen Innenraum beschränkten Frauenrolle und die damit verbundenen Erwartungen und Abhängigkeiten, die der Frau kaum eine eigene Entwicklung zugestanden. Ihre Bestimmung war das leise und immer bereite „Dasein für die Familie“, und sein oberstes Gebot hieß: *Selbstzurücknahme und Selbstaufgabe*.

„Des Weibes Ausartung ist Selbständigkeit und männliches Wesen; ihre größte Ehre ist einfältige Weiblichkeit und das heißt, sich unbeschwertem Herzens unterordnen, sich bescheiden, nichts anderes, noch etwas mehr sein wollen, als sie soll ... Der Mann ist vor dem Weibe und zur Selbständigkeit geschaffen; das Weib ist ihm beigegeben um seinetwegen“ (Löhe, geb. 1808, zit. nach Ostner/Krutwischott, 1981, S. 25).

„Der Frauen Bestimmung von Jugend an ist ein einziges großes Opfer Sie entäußert sich ihres eigenen Selbst, sie hat keine Freuden und keine Schmerzen als die der Ihrigen“ (Feuerbach, 1839, zit. nach Behrens, 1982, S. 69 f).

Die Situation heute sieht deutlich anders aus. Zwar sind es immer noch zuallermeist die Frauen, die die Verantwortung für die Aufgaben in der Familie tragen. Aber gleichzeitig werden bei immer mehr Frauen Erwartungen und Wünsche sichtbar, die über die Familie hinausreichen. Das fängt an bei den „kleinen Freiheiten“ des Alltags, ein bißchen mehr Unabhängigkeit und Ungebundenheit, und führt hinein bis in die großen Worte von Selbständigkeit, Selbstverwirklichung, „Emanzipation“. Solche Erwartungen werden je nach Schichtzugehörigkeit und Bildungsstand mehr bis minder deutlich bewußt, unterschiedlich gefüllt und ausgedrückt. Aber sie tauchen durchgängig auf, in Alltagsgesprächen wie in wissenschaftlichen Befragungen, nicht nur bei den sogenannten „Karrierefrauen“, sondern auch bei der Arbeiterin und der „durchschnittlichen“ Hausfrau in der Vorortsiedlung.

„... durch die Ehe dann ... habe ich dann das alles [eigene Interessen] aufgegeben ... Was dumm ist, das würd ich heut nimmermehr tun ... Eigentlich nimmermehr das sein, was man ist, ich bin nunmehr das gewesen dann, was alle anderen wollen haben, und nimmermehr das, was ich selber ...“ (Hausfrau; Interview-Ausschnitt aus Münz/Pichler, 1982).

„In zehn Jahren, gut dann bin ich siebenundvierzig. Aber dann bin ich noch nicht alt... zu alt, um überall hinfahren zu können, wo ich gern möchte. Dann genieß ich mein Leben erstmal... Praktisch kann man sagen: Zwanzig Jahre... jedes Wochenende, jede Freizeit nur für die Kinder eingeplant. Und das ist dann vorbei, dann komme ich!“

⁵ Abgesehen von den „Listen der Ohnmacht“ (Honegger/Heinz, 1981) und passiven Rückzugs- und Verweigerungsstrategien wie der „Flucht in die Krankheit“ (Ehrenreich/English, 1976).

(Industriearbeiterin; Interview-Ausschnitt aus *Becker-Schmidt* u. a., 1982, S. 67).

Es ist dieser tiefgreifende Wandel im weiblichen Lebenszusammenhang, der hier interessiert. Grob zusammengefaßt, auf seine Pole verkürzt: vom „Dasein für andere“ zur kleinen oder großen Hoffnung auf ein Stück „eigenes Leben“. Die folgenden Ausschnitte sollen untersuchen, wie dieser Wandel zustande kam. Ihre Ausgangsfrage heißt: Wie hat sich in der Zeitspanne von ungefähr einem Jahrhundert, in drei bis vier Frauengenerationen ein solcher Anspruch herausbilden und zunehmend ausbreiten können, der freier kaum vorgesehen, erlaubt, möglich war? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen stehen dahinter, haben ihn ausgelöst, unterstützt, weiter vorangetrieben? Eine solche Frage führt hinein in die verschiedensten Bereiche – von Arbeit und Recht, Erziehung und Ausbildung bis hin zu den in Öffentlichkeit, Politik, Werbung vorherrschenden Maßstäben –, wobei die einzelnen Entwicklungstendenzen sich überlagern, verstärken und zu Wechselwirkungen verbinden. Um dies komplizierte Geflecht faßbar zu machen, sollen im folgenden drei Schwerpunkte gesetzt werden: *Bildung; Beruf; Sexualität und Partnerbeziehung*. Dabei wird diejenige Phase der weiblichen Normalbiographie im Mittelpunkt stehen, in der zentrale Weichenstellungen stattfinden: die Lebenssituation der *weiblichen Jugendlichen und jungen Frauen*.

Das *methodische Vorgehen* folgt einem unkonventionellen Grundmuster, das zwei Ebenen der Betrachtung systematisch zu verbinden versucht.⁶ Im ersten Schritt werden jeweils in Form eines Überblicks bekannte Materialien aufgearbeitet, die die „objektiven“ Entwicklungen in den drei genannten Bereichen dokumentieren. Im zweiten Schritt setzt dann eine charakteristische Blickwende ein. Die vorliegenden Daten werden gewissermaßen „umgedreht“ und daraufhin untersucht, *was unter ihrer Oberfläche liegt*: die „subjektiven“ Folgewirkungen im weiblichen Lebenszusammenhang, die bisher noch wenig erforscht sind. Die Ausgangsfrage dieses „zweigleisigen“ Verfahrens heißt stets: Inwiefern haben sich in diesem Bereich – in Bildung, in Beruf, in Sexualität und Partnerbeziehung – die objektiven Grunddaten verändert, die das äußere Gerüst des weiblichen Lebenszusammenhangs abstecken. Das führt dann hinein in die eigentlich interessierende Frage: Wo sind damit im Wechsel der Frauengenerationen neue *biographische Entwicklungslinien* entstanden, die hineinführen in ein neues Stadium der weiblichen Normalbiographie: in die Hoffnung, aber auch den Zwang zu einem Stück „eigenen Leben“?

3. Veränderungen im Bildungsbereich

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnte von „Bildungschancen“ im eigentlichen Sinn für Mädchen kaum die Rede sein. Die Mädchen der Unterschicht bekamen ein dürftiges Minimalwissen in Lesen, Schreiben, Rechnen. Die Töchter des Bürgertums, im Reservat der Höheren Töchterschulen untergebracht, wurden vor allem auf schöngeistige Bildungsinhalte eingeübt. Das

⁶ Siehe dazu die Entwicklung eines „subjektorientierten“ Ansatzes bei Bolte, 1983.

Lernziel war nicht auf die Person des Mädchens bezogen, auf die Förderung seiner Interessen und Fähigkeiten, sondern aufs Dasein für die Familie⁷ und den künftigen Ehemann.⁸ Wichtig war Aneignung der „standesgemäß“ erwarteten Fertigkeiten⁹, um die Aussichten auf eine „passende“ Heirat zu fördern. Jeder Anflug eigenständiger Interessen war verdächtig, weil für die Heiratserwartungen schädlich: Mädchenbildung hörte auf, wo die selbständige Erfassung eines Gebietes begann.¹⁰

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen Anzeichen einer Veränderung. 1889 wurden in Deutschland die ersten Kurse eingerichtet, die Mädchen zum Abitur hinführen sollten;¹¹ 1896 gab es die ersten Abiturientinnen;¹² im gleichen Jahr wurden an einigen Universitäten Gasthörerinnen zugelassen, freilich noch unter äußerst diskriminierenden Bedingungen;¹³ 1900 wurde in Baden den ersten Frauen die volle Immatrikulation gewährt.¹⁴ Doch die zaghaft sich anbahnende Ausweitung der Bildungschancen wurde in Deutschland schon bald wieder abgeblockt: Sofort nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurden Maßnahmen gegen das Frauenstudium erlassen.¹⁵ Auch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserte sich die Bildungssituation für Mädchen zunächst nur wenig. Auf den weiterführenden Schulen waren sie deutlich unterrepräsentiert¹⁶, und das Klima an der Universität war überwiegend frauenfeindlich, von Vorbehalten und Vorurteilen geprägt.¹⁷

Die große Wende setzte erst mit der Bildungsexpansion der 60er Jahre ein. Die Pflichtschulzeit wurde verlängert.¹⁸ Während früher Schulgeld und Studiengebühren bezahlt werden mußten, wurden jetzt zunehmend Ausbildungsbeihilfen und Stipendien eingeführt.¹⁹ Die Bildungsbenachteiligung der

⁷ Siehe z. B. das Stichwort „Unterricht der künftigen Mütter im Volke“, das Mitte des 19. Jahrhunderts der zuständige preußische Minister als Leitgedanken für die höhere Mädchenerziehung formulierte (Bäumer, 1902, S. 104).

⁸ Siehe den vielzitierten Satz aus einer Denkschrift von 1872, die eine Förderung der Höheren Mädchenschulen einleiten sollte: „Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes... ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau ... gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde ...“ (Zit. nach ebd., S. 111).

⁹ Zinnecker, 1973, S. 54.

¹⁰ Bäumer, 1902, S. 105.

¹¹ Ebd., S. 123.

¹² Ebd., S. 124.

¹³ Schenk, 1980, S. 29.

¹⁴ Es folgten Bayern 1903, Württemberg 1904, Sachsen 1906, Thüringen 1907, Hessen 1908, Preußen 1908, Elsaß-Lothringen 1908/09, Mecklenburg 1909 (Nave-Herz, 1972, S. 107).

¹⁵ Schenk, 1980, S. 73.

¹⁶ Pross, 1969.

¹⁷ Siehe Anger, 1960.

¹⁸ „In den 60er Jahren wird allmählich ein neuntes Schuljahr eingeführt, das sich, bis zum Ende des Jahrzehnts verbindlich durchgesetzt hat. In den 70er Jahren lautet das entsprechende Thema: Einführung eines zehnten Schuljahres. Ende der 70er Jahre erlange das neue Pflichtjahr für alle allmählich Verbindlichkeit“ (Zinnecker, 1981, S. 111).

¹⁹ 1971 wird BAföG eingeführt. Im Jahr 1978 erhalten BAföG: 26 % aller Oberschüler, 37 % aller Studenten (Zinnecker, 1981, S. 84).

Mädchen, lange Zeit selbstverständlich, wurde nun als soziales Problem erkannt.²⁰ Mädchen wurden zu einer der bevorzugten Zielgruppen der neuen Bildungsmaßnahmen.²¹ Und die Erfolge blieben nicht aus: Die Zahl derer, die keine Ausbildung erhielten, sank deutlich.²² Und umgekehrt stieg schnell und in einem alle Erwartungen übertreffenden Ausmaß der Anteil der Mädchen bzw. Frauen auf weiterführenden Schulen und Hochschulen.²³ Das Ausmaß des Wandels wird besonders offensichtlich im Generationenvergleich: Mädchen heute bleiben weitaus länger im Bildungssystem als die Mädchen vor zwei Jahrzehnten.²⁴ So kann man sagen, die Veränderungen, die hier stattgefunden haben, kommen fast einer „stillen Revolution“ gleich (*Seidenspinner/Burger* 1982, Bericht S. 9): *Während in den 60er Jahren noch ein ausgeprägtes Chancengefälle zwischen den Geschlechtern bestand, ist heute eine beinahe gleiche Chancenverteilung beim Zugang zu den allgemeinbildenden Schulen erreicht.*²⁵

Darüber hinaus haben auch qualitative Veränderungen eingesetzt, die zwar den „Sexismus in der Schule“ noch keineswegs abgeschafft haben²⁶, aber im Vergleich zu vorher auf ein Mehr an Gleichbehandlung und Gleichberechtigung hinauslaufen: mehr Koedukation statt Aufteilung in Jungen- und Mädchenschulen; im Grundprinzip ein einheitlicher Lehrplan statt Abgrenzung nach „männlichen“ und „weiblichen“ Wissensangeboten; mehr Problembewußtsein gegenüber traditionellen Rollenklischees im Lehrmaterial; mehr Bereitschaft auf seiten der Lehrer, Jungen und Mädchen gleich zu behandeln bzw. Mädchen nicht weniger zu fordern und fördern.

So viel zu den „objektiven“, an empirischen Daten belegbaren Entwicklungen. Aber die eigentlich entscheidende, freilich erheblich schwerer zu beantwortende Frage steht noch bevor: Welches biographische, soziale, politische Potential ist darin angelegt? Die Antwort läßt sich nicht anschaulicher formulieren als in den knappen Worten von *Mary Harris Jones*, einer amerika-

²⁰ Symptomatisch für das neue politische und forschungspolitische Interesse z. B. die Studie von Pross (1969).

²¹ Die umfassende Bildungsreform, die Willy Brandt 1969 in seiner Regierungserklärung versprach, sollte insbesondere auch Frauen zugute kommen.

²² Bei den 65- bis 69jährigen Frauen sind 71 % ungelernt, bei den 20- bis 21jährigen Frauen dagegen nur noch 34 % (die entsprechenden Vergleichszahlen für Männer: 29 % bei den älteren, 25 % bei den jüngeren) (Gottleben, 1981, S. 102).

²³ Anteil der Mädchen/Frauen an:

	Gymnasien (Oberstufe)	Hochschulanfängern	Hochschulstudenten
1960:	36,5 %	27,0 %	23,9 %
1970:	41,4 %	28,8 %	25,6 %
1981:	49,7 %	41,6 %	37,6 %

Quelle: Grund und Strukturdaten 1982/83, S. 34 und S. 116 f.

Zusammengestellt aus: Schmarsow, 1982, S. 33; Schmid-Jörg, 1981, S. 413 und 415.

²⁴ 1960 waren von den 18jährigen jungen Frauen nur noch 26 % im Bildungssystem, 1979 waren es dagegen 64,5 % (*Seidenspinner/Burger*, 1982, Bericht S. 12).

²⁵ Dabei ist freilich nicht auszuschließen, daß es in Zukunft wieder zu einer Verschlechterung kommen wird durch die Kürzungen im Bildungsetat, denn solche Maßnahmen treffen vor allem die sozial schwächeren bzw. „bildungsferneren“ Gruppen.

²⁶ Brehmer, 1982; Schulz, 1979.

nischen Suffragette des 19. Jahrhunderts: „Setz dich hin und lies. Bereite dich vor für die kommenden Konflikte“.²⁷ Anders gesagt, die objektiven Veränderungen im Bereich von Bildung sind eine zentrale Voraussetzung, um Bewußtwerdungsprozesse in Gang zu setzen, die einen aktiven Umgang mit der eigenen Lage erlauben. Dabei gewinnen sie ihre eigentliche Brisanz gerade daraus, daß sie nicht isoliert verlaufen, sondern *historisch zusammentreffen mit umfassenden Veränderungen der weiblichen Normalbiographie*. Pointiert auf einen Nenner gebracht: Früher waren Frauen ganz aufs „Dasein für andere“ verwiesen, und sozialstrukturell waren ihnen die Möglichkeiten *verwehrt*, sich ihrer Lage bewußt zu werden. Heute löst sich die Einbindung ins Familiendasein teilweise auf, und mit der Erweiterung der Bildungschancen gewinnen Frauen mehr Möglichkeiten, die Besonderheiten und Beschränkungen im weiblichen Lebenszusammenhang zu erkennen. Genau hier, im Schnittpunkt dieser Entwicklungslinien, kann ein neues *privates und politisches Selbstbewußtsein von Frauen* entstehen. Es geht - bezeichnend genug - von den bildungsmäßig privilegierten Frauen aus, aber es gewinnt auch Signalcharakter, nicht zuletzt deshalb, weil es in greifbare Aktionen sich umsetzt: von Selbsterfahrungsgruppen über Frauenliteratur und Frauenverlage bis hin zum Aufbau eigener Arbeitsgruppen in Parteien, Gewerkschaften, Berufsorganisationen.

Betrachten wir nun – nach dieser sehr globalen Perspektive – einzelne Aspekte der Angleichung von Bildungschancen genauer. Zunächst zur Verlängerung der Pflichtschulzeit: Gemessen an idealen Lernbedingungen mag die Verschulung der Gesellschaft zwar „weder befreiend noch bildend“ wirken (*Illich* 1973). Aber gemessen am frühen Eingespanntwerden etwa in die Zwänge der Fabrikarbeit stellt die Verlängerung der Schulzeit einen Schonraum dar: Freisetzung von frühzeitigem physischen und psychischen Verschleiß; Abwehr gegenüber einem Druck, der alle Entwicklungsmöglichkeiten praktisch zunichte macht.²⁸ Dann der wachsende Anteil von Mädchen im Bereich mittlerer und höherer Bildung und die Abkehr vom Getto sogenannten „weiblicher“ Bildungsinhalte: Damit ist das Lehrangebot nun nicht mehr vorwiegend auf die Erziehung zur Gattin-und-Mutter zugeschnitten, sondern bricht den Radius der Familie auf und führt in andere Erfahrungsbereiche, Denkformen, Traditionen hinein. Auch sind die neuen, „höheren“ Bildungsinhalte nicht auf bloßes Nachvollziehen angelegt, sondern erlauben und fordern ein eher „aktives“ als „passives“ Lernen. Und schließlich ist damit auch eine Einübung in Sprach- und Denkformen verbunden, die Abstraktion und Reflexion zulassen, soziologisch formuliert: ein stillschweigender Übergang vom „restringierten“ zum „elaborierten Code“ (*Bernstein*). Denn hier ist nicht mehr eine vielfach vorsprachlich ablaufende, stark kontextgebundene Ausdrucksweise ausreichend, die auf dem Konsensus einer gemeinsamen Lebenswelt aufbaut; stattdessen müssen jetzt Denk- und Sprachformen entwickelt werden, in denen die Bedeutungen bewußt herausgearbeitet und individuell aus-

²⁷ Zit. nach Basler Magazin, Nummer 22, 4. Juni 1983, S. 11.

²⁸ Scharmann, 1974.

geformt werden. Das setzt mehr *Eigenleistung* von seiten der Person voraus, und nicht zuletzt auch eine Distanz zwischen Person und Umwelt.²⁹ Das alles zusammengenommen heißt, daß im weiblichen Lebenszusammenhang die Verbesserung der Bildungschancen eine wichtige Funktion hat, trotz aller Mängel des gegenwärtigen Schulsystems. Denn sie öffnet den *Zugang zu Bildungsinhalten, die aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Lage ermöglichen und Selbständigkeit herausfordern*.

Aber die Verbesserung der Bildungschancen wird nicht nur auf der unmittelbar kognitiven Ebene spürbar, sondern darüber vermittelt auch in vielen Bereichen der alltäglichen Lebenswelt. Sie hat zunächst einmal zur Folge, daß das durchschnittliche Bildungsniveau der jungen Mädchen und Frauen heute erheblich über dem ihrer Eltern, insbesondere über dem ihrer Mütter liegt.³⁰ Sie verlassen damit in vielerlei Hinsicht den Erwartungs- und Erfahrungshorizont ihrer Sozialschicht und der bisher üblichen Frauenrolle. Ihr Lebensweg und -entwurf wird anders als der der Eltern und insbesondere der Mütter. *Die Erfahrungskluft zwischen den Generationen fordert eigenes Planen und Handeln*, eigene Zukunftsvorstellungen, immer mehr ohne den sichernden Halt von Vorbild und Tradition.

Auf der anderen Seite bedeutet die Verbesserung der Bildungschancen auch *Zuwachs an Wissen und damit an Macht auf den zahlreichen Kampfschauplätzen des Alltags*. So büßen die ungleichen Berufschancen mit Angleichung der Bildungschancen ihre Legitimation ein: Bildungsexpansion für Frauen hat einen Politisierungseffekt im Beschäftigungssystem und in Karrierehierarchien. Wer über Informationen und flexible Sprachfähigkeiten verfügt, kann sich wehren gegen Regelverletzungen anderer und auch aktiv die eigenen Interessen durchsetzen, ob gegenüber Arbeitgeber oder Vermieter. Und nicht zuletzt auch im Umfeld der Privatbeziehungen: Die Angleichung der Bildungschancen heißt auch Abbau des Bildungsvorsprungs, der dem Mann Überlegenheit garantierte und die Unterlegenheit der Frau immer wieder von neuem zementierte („Davon versteht du nichts.“). Schließlich ist die Frau dann auch nicht bedingungslos angewiesen auf die Ehe als schnellstmögliche Lebensziel. Denn je besser die Ausbildung, desto größer die Chance, eine inhaltlich befriedigende Tätigkeit zu finden, die den eigenen Lebensunterhalt auch finanziell einigermaßen sichert. Dagegen erscheint ungelernten Frauen, festgeschrieben auf Positionen am unteren Ende der Hierarchie, die Ehe oft als einzig möglicher Ausweg aus einer monotonen, noch dazu miserabel bezahlten Arbeit.

²⁹ Bernstein, 1972.

³⁰ Siehe hierzu folgende Tabelle aus Seidenspinner/Burger, 1982, Bericht S. 10, wo der Bildungsstand 15-19jähriger Mädchen mit dem ihrer Eltern verglichen wird:

Schulbildung	Vater	Mutter	Befragte
Volks-/Hauptschule	679 (61 %)	785 (71 %)	369 (33 %)
Weiterführende Schule ohne Abitur	240 (22 %)	252 (23 %)	370 (34 %)
Abitur/Hochschule	166 (15 %)	56 (5 %)	*361 (33 %)
ohne Angabe	20 (2 %)	8 (1 %)	–

* Diese Zahl bezieht sich auf angestrebte Abschlüsse.